



Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Thorner Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1903. * № 13.

Eine Einsame.

Novelle von Emma Merk.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

In ratloser Angst eilte Auguste vorwärts auf dem Weg, den er kommen mußte. Es war ihr leichter zu Mute, während sie sich rastlos fortbewegte, als bei dem stillen Warten im Hause. Sie stellte nun eine Frist fest: war Fritz bis Mitternacht nicht da, so ging sie zurück, weckte ihren Nachbar und schickte ihn mit ein paar anderen Begünstigten auf den Berg.

Der breite Weg vor ihr war fast taghell; wie durch ein weißes wogendes Meer von Duft schritt sie dahin auf der mondbeglänzten Straße. An der Waldecke aber ward es düsterer. Sie stand eine Weile und besann sich. Wenn der Nebel noch dichter wurde, fand sie sich am Ende in der gleichmäßigen Dämmerung nicht mehr zurück. Sie dachte an ihre Schützlinge und zögerte.

Da hörte sie plötzlich in der tiefen Stille einen Schritt. Mit klopfendem Herzen lauschte sie. Endlich löste sich aus dem weißen Schleier eine Gestalt, die ganz fremdartig, riesengroß erschien, daß sie mit ihren erregten Nerven von einer dumpfen Furcht befallen wurde. Dann aber stieß sie einen freudigen Aufschrei aus und lief vorwärts, dem wunderlichen Riesen im Lodenmantel entgegen. Es war ihr förmlich, als flöge sie die kleine Strecke.

„Du bist's, Fritz! Wie seltsam du aussehst in dem Nebel! O, ich bin so froh, so froh!“

Er schaute sie erst verwundert, dann besorgt an. „Auguste — du? Es ist doch nichts mit den Kindern?“

„Nein, nein! Sie schlafen ruhig. Ich fürchtete nur, du hättest dich bei dem dichten Nebel verirrt. In meiner Angst lief ich dir entgegen.“

„Gut, daß ich nicht in Gifsee übernachtet habe. Ich dachte wirklich daran, da es so spät geworden war. Es wäre rücksichtslos gewesen; nun sehe ich's ein. Ich bin so gar

nicht gewöhnt, daß man sich um mich sorgt. Gitta tat es nie, es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß mir ein Unglück widerfahren könnte.“

Sie gingen still nebeneinander in der merkwürdigen, traumhaften, silbernen Helligkeit. Sie war so glücklich, seine Stimme wieder zu hören, daß sie kaum sprechen konnte, nur mit verklärten Augen an ihm hing.

„Was bist du für ein gutes Wesen, Auguste!“ begann er nach einer Weile. „Weißt du, ich habe in der letzten Zeit oft darüber nachgedacht, wie traurig das doch im Leben ist, daß die warmherzigsten Menschen in der Ehe häufig gerade an kalte, harte Naturen geraten, die für eine Seele voll Liebe kein Verständnis haben. Du und Lempuhl! Ein solcher Gegensatz!“

Sie seufzte leise und ging immer noch schweigend neben ihm.

„Dir kann ich es ja anvertrauen, Auguste,“ fuhr er nach einer Weile fort, als lockte ihm diese Nachtruhe, diese große Einsamkeit die verschwiegsten Gedanken auf die Lippen. „Wenn ich nun zuweilen über meine Ehe nachsinne, so sehe ich ganz klar, daß für Gitta meine übergroße Liebe mehr eine Last als ein

ihr schönes Äußere hatte mich in eine lange Täuschung verstrickt.“

„Du warst glücklich, Fritz. Verdirb dir nicht deine Erinnerungen!“ jagte sie sanft.

Sie waren nun im Dorfe angelangt. Kein Licht mehr in den Häusern. Tiefe Nachtstille.

„Du wirst gewiß hungrig sein, Fritz,“ fuhr sie fort. „In deinem Gasthause schläft alles. Ich hatte mich gefreut auf den guten Appetit, den du mitbringen würdest, und eine Mahlzeit für dich hergerichtet.“

„Ich bin allerdings dankbar für jedes Stückchen Brot nach meinem weiten Marsch,“ versetzte er und ging mit ihr. Sie sah es ihm an, wie behaglich es ihm war in ihrem Zimmer, in dem die Lampe brannte über dem sorgsam gedeckten Tisch. Selig machte es sie, ihn zu bedienen, ihm zuzuschauen, wie es ihm schmeckte. So düstere Gespenster hatten sie in ihrer Einsamkeit vor einer Stunde noch hier umlauert; nun schien das Gemach wie erfüllt von Licht.

„Das war wirklich ein Göttermahl bei meinem Verghunger!“ lachte er, sich mit der Zigarre im Munde in seinen Stuhl zurücklehrend. „Ich versichere dir, empören kann es mich gegen das Schicksal, wenn ich über-

denke, daß gerade du kein besseres Loz gefunden hast. Eine Frau, die es so versteht, Behagen zu schaffen, eine so selbstlose, von Güte überströmende Seele! Und bist nun hier einsam, mutterseelenallein, ohne rechtes Heim, ohne Familie! Wahrhaftig, eine ordentliche Wut packt mich auf diesen Mann, der einen solchen Schatz nicht zu würdigen versteht.“

„Es ist die Strafe, die ich tragen muß, weil ich ohne Neigung geheiratet habe.“

„Du hattest ihn nicht lieb, Auguste?“ fragte er

aufs höchste überrascht. „Nein. Siehst du, Fritz, man sollte uns Mädchen viel mehr dazu erziehen, das Alleinsein ertragen zu können. Wenn ich irgend etwas zu tun gehabt hätte, wenn mein Leben



Eine fahrbare Station für drahtlose Telegraphie in Tätigkeit. (S. 99)

Glück gewesen ist. Ich will ja der Toten keinen Vorwurf machen, sie war eben eine andere Natur als ich. Aber es stimmt mich doch traurig, daß ich so manchen Zug in ihrem Wesen erst jetzt verstehe und mir sagen muß,

nicht so leer gewesen wäre, würde ich mich wohl nicht entschlossen haben, seine Frau zu werden. Eine Ehe ohne Neigung, ohne die rechte Liebe ist ein Unrecht, ein Frevel — wenigstens für das Empfinden einer Frau. Ich habe mein Unglück selbst verschuldet.“

„Also du hattest ihn nicht lieb, auch nicht als Braut?“ fragte er noch einmal. „Das wundert mich. Ich meine, es muß in deinem Herzen eine große Sehnsucht nach Liebe gelegen haben, und diese Sehnsucht pflegt den Erwählten doch meistens zu verklären, über sein wahres Selbst hinwegzutäuschen.“

Sie hatte sich wieder von ihm abgewendet und stand an der Balkontür, die Augen auf das lichte Glimmer draußen gerichtet.

„Ich kannte ihn nicht, so wie ich ihn jetzt kenne,“ gab sie zur Antwort. „Aber ich kann nicht sagen, daß eine große Empfindung mich verblendet hätte. Ich meinte nur, es würde sich ein ruhiges, freundliches Zusammenleben erzielen lassen, wenn ich alle meine Kraft zusammennähme, mich mit heiligem Ernst bemühte, ihn glücklich zu machen.“

Sie hatte ganz leise gesprochen. Wie erschrocken über die Wendung, die ihre Unter-

durch das Geständnis, zu dem sie sich in der süßen Erregung jener Nebelnacht hatte hinreißen lassen, die alte kameradschaftliche Vertraulichkeit zwischen ihr und Fritz geopfert habe. Die bisherige Unbefangenheit war für beide verloren gegangen. Sie hatte, um ihre langen Abende zu kürzen, eine mühevolle Handarbeit für Fritz begonnen. Als der Weihnachtsabend kam, wagte sie nicht, sie ihm zu schicken. Für die Kinder packte sie Spielsachen zusammen; ein Geschenk für ihn wäre ihr plötzlich zudringlich, unbescheiden erschienen, und ihr Stolz wehrte sich gegen den Gedanken, er könne nun ihre Aufmerksamkeit mißdeuten.

Sie empfand in diesem einsamen, düsteren Winter den Jammer ihrer Existenz mit besonderer Schärfe: einsam und doch nicht frei, eine verheiratete Frau ohne Heim, ohne Pflichten, eine Ausgestoßene aus allem warmen Familienleben — das war ihr Los.

Als es wieder Frühling wurde, kam plötzlich eine ganz unerwartete, erlösende Wendung. Ein Brief ihres Vaters, der sie im ersten Moment zu Tod erschreckte, der aber in dünnen Worten nur verlangte, was sie

in dem Übermut seines Erfolges, vielleicht gerade in der tollkühnen Stimmung, die ihm sein neues Glück erweckte, war er niedergeschmettert worden.

Auguste war frei. —

In den Maitagen hatte sie in der Stadt zu tun. Die Sache war rasch erledigt, und es blieben ihr noch ein paar Stunden Zeit, ehe sie wieder zurückfahren konnte. Es zog sie freilich mächtig nach dem Hause hin, in dem Fritz wohnte, aber sie war schon geworden, seit er wußte, daß sie ihn lieb hatte. So wanderte sie in den Anlagen umher, in denen sie oft mit ihrem Vater spazieren gegangen war. Die bunte Blütenfülle, das farbenprächtige Gemisch von Flieder, leuchtendem Rotdorn und großen Goldregendolden weckten ihr nur wehmütige Gedanken. Es hatte sie immer traurig gestimmt, daß all der Maienzauber Jahr für Jahr an ihr vorüberglitt, daß sich nicht einmal an dieses entzückende Blühen eine sonnige, unvergeßliche Erinnerung für sie knüpfte, daß ein Frühling nach dem anderen dahinschwand, ungelebt, ungenossen und nur ein Stückchen Jugend mit fortnahm. So war's gewesen, so war

es geblieben. In ihrem wehmütigen Grübeln war sie wieder in die Straßen zurückgeklungen, mitten in eine laute Kinder-schar, die einem Schulauszuge entströmte. Und plötzlich hörte sie hinter sich das Rufen einer kräftigen Knabenstimme: „Tante Auguste! Tante Auguste!“

Als sie sich umwandte, kam ein kleiner Kerl im Sturmschritt herangerannt, mit dem Ränzlel auf dem Rücken, mit glühenden Wangen und ganz atemlos.

„Hi, Fritz! Seit wann gehst du denn in die Schule?“ begrüßte Auguste ihn.

„Seit Ostern. Ich hab' bei dem Papa schon Lesen und Schreiben gelernt. Und heute hab' ich auch einen Fleißzettel gekriegt. Da schau her!“

Er hob das rote Blättchen triumphierend in die Höhe.

„Das ist schön, Fritzchen! Das wird den Papa freuen!“

„O ja, und ich krieg' auch immer zwanzig Pfennig, und dann kauf' ich mir neue Soldaten. Weißt du, ich hab' eine Festung, da braucht man viele Soldaten. Ich zeig' sie dir heute, Tante.“

„Ja, mein lieber Junge, das wird nicht gehen. Ich muß in einer Stunde wieder fortfahren.“

„Aber zu uns kommen mußt du doch!“ Er hielt Auguste fest bei der Hand und zog sie mit sich fort.

„Gehst du denn diesen Weg nach Hause? Durch den Hofgarten?“ fragte Auguste, die keine rechte Kraft in sich fühlte, das kleine weiche Händchen, dessen Zeigefinger die ersten



Eine fahrbare Station für drahtlose Telegraphie, zur Abfahrt bereit. (S. 99)

Duftmeer, wie einsam in der Welt. Durch die große Stille hörte man nur das Rauschen des Bergbachs.

Er trat neben sie heran.

„So hattest du also einen anderen lieb, Auguste?“

Sie war so durchzittert und durchglüht von dem wunderbaren Glück dieser Stunde, daß ihr Herz offen vor ihm lag.

„Ja, Fritz,“ sagte sie leise. „Eine alte, traurige, hoffnungslose Liebe.“

Sie sah ihn nicht an, aber der Klang ihrer Stimme, ihre Haltung, der weiche Glanz in ihren Augen verrieten ihm eine Fülle von Treue, von Leid und Sehnen, für die er blind und taub gewesen war.

Weich und warm ruhte sein Blick auf ihr, während sie schweigend nebeneinander lehnten in der wehmütigen Schönheit der Herbstnacht. Feiner Dunst rieselte nieder, auf ihre Haare, ihre Hände. Das Tropfen-fallen auf dem Dach klang wie leises Weinen, wie ein Weinen um verlorenes Glück.

Die Erinnerung an diese stimmungsvolle Abendstunde verklärte für Auguste die stillen, einsamen Wochen, die ihr folgten. Fritz hatte ihr gerührt gedacht für die Liebe, die sie seinen Kindern erwiesen; es war ein bewegter, herzlicher Abschied gewesen. —

Allmählich aber fühlte Auguste, daß sie

seit einem Jahre ersehnte: eine rasche Scheidung. Hans v. Lempuhl hatte seinen Sinn geändert. Er wollte nun frei sein um jeden Preis und zeigte sich bereit, sich jeder Verbindung zu fügen.

Auguste schickte das Schreiben sofort an ihren Rechtsanwalt. Der Anwalt ihres Vaters hatte schon die Klage wegen böswilligen Verlassens bei Gericht eingereicht, und es gelangte nach wenigen Wochen, nach der Vor-schrift des Gesetzes, an Frau v. Lempuhl die Aufforderung, zu ihrem Gatten zurückzukehren. Da sie dieser natürlich nicht Folge leistete, ward für den Monat April eine neue Verhandlung anberaumt.

Eine Woche vor dieser Entscheidung aber klingelte spät Abends der Telegraphenbote vor ihrem Hause und brachte eine Depesche, die ihr Rechtsanwalt an sie abgeschickt hatte. Sie lautete: „Lempuhl beim Rennen in Baden-Baden gestürzt. Tot.“

Dann erfuhr sie auch, weshalb der Verstorbene so plötzlich zur Scheidung gedrängt hatte. Er hatte in Baden-Baden eine reiche Französin kennen gelernt, ein Mädchen von niederer Herkunft, die sich mittels ihres Geldes einen Gatten kaufen wollte, der ihr zu einer gesellschaftlichen Stellung verhülfe. Lempuhl, dem Hunderttausende für sein verschwendertes Leben winkten, war ohne Bedenken auf den Handel eingegangen. Mitten

Schreibversuche mit Tinte verriet, loszulassen.

Der Knabe lächelte verschmigt. „Ja, da ist es schön,“ sagte er. Im Hofgarten aber spähte er herum, riß sich dann hastig los und rannte davon. Im nächsten Moment aber kam er wieder, und neben ihm hüpfte ein kleines Mädchen mit blonden Locken und eilte Auguste in die Arme.

Beide Kinder hielten sie nun eingefangen wie ihre Beute und plagten sie mit der hartnäckigen Zudringlichkeit, die diesem jugendlichen Alter eigen ist, mit ihnen zu kommen.

Auguste verneinte, wehrte sich; aber ihr Widerstand ward immer schwächer.

Als sie dann in dem wohlbekannten Heim saß und ihre Aufmerksamkeit bald der Puppenstube, bald der Festung und dem neuen Bilderbuch schenken mußte, begriff sie kaum noch, wie sie so grausam gegen sich selbst hatte sein wollen, sich diese frohe Stunde zu versagen.

Erst als Fritz Euler heimkam, ward sie wieder befangen. Aber er war ganz der alte, herzlich und vertraulich wie je. Sie mußte zum Mittagessen dableiben, und des Plauderns und Fragens ward kein Ende. Es rief nun förmliche Bestürzung bei den Kindern hervor, als sie endlich erklärte: „Nun muß ich gehen! Nun ist es die höchste Zeit!“

Sonst versäume ich noch den Abendzug.“ „Warum willst du denn überhaupt fort?“ fragte die kleine Anni. „Warum bleibst du denn nicht bei uns? Nicht wahr, Papa, Tante Auguste soll dableiben?“

„Das geht nicht, Kind,“ erwiderte sie ganz verwirrt und war froh, ihr glühendes Gesicht hinter dem Lockenköpfchen verstecken zu können, das sich an sie schmiegte.

„Weißt du was, Anni, ich gebe dich Tante Augusten mit, wenn sie dich haben will,“ sagte Fritz lächelnd. „Dann pflückst du Blumen draußen auf den schönen Wiesen und kriegst rote Backen. Jeden Sonntag komme ich mit Fritz hinaus, und im Sommer dürst ihr beide draußen sein. Und dann, dann bitten wir alle drei die liebe Tante Auguste recht warm und herzlich, daß sie mit uns hereinzieht in die Stadt und bei uns bleibt und nie, nie wieder von uns fortgeht. Und jetzt eile dich, Anni, suche deine Spielsachen heraus, die du mitnehmen willst! Du kannst helfen, Fritz!“

Sie standen allein, Auguste mit heißen Wangen, erschrockenen, feuchten Augen.

„Ja, wir bitten dich, Auguste, alle drei,“ wiederholte er, „und ich bitte nicht bloß für die Kinder, ich bitte vor allem für mich selbst. Ich brauche ein treues, warmes Herz wie das deine. Ich bin so einsam! Sind wir's nicht beide?“

„Ist das Mitleid?“ fragte sie leise. „Mitleid mit der Einsamen?“

„Nein, nein! Es ist Erkenntnis! Dieses Gesicht, diese Augen sind wahr und ohne Falsch!“ Er hatte ihren Kopf in seine bei-

den Hände genommen und flehte mit einem tiefen, ernsten Blick: „Hilf mir, Auguste, daß meine Kinder wahr werden, ohne Falsch, wie du!“

„O Fritz,“ brachte sie nur hervor in übermächtiger Bewegung, „wenn Liebe sie zu guten Menschen machen kann, dann sollen sie es werden! Ich habe sie ja unfagbar lieb, deine Kinder!“

Er hielt noch immer ihren Kopf zwischen seinen Händen und schaute ihr in die Augen.

„Was mir da entgegenblickt, was ich in diesen Augen lese, das ist das Rührendste, das Beste, das Schönste in der Welt, du Einzige — du Treue!“

In warmer Dankbarkeit, mit einer fast feierlichen Zärtlichkeit küßte er sie auf den Mund, auf die guten, warmen Augen.

Arm in Arm, zwischen den Kindern, gingen sie zur Bahn. Es duftete so süß. Die Sonne lag leuchtend auf den bunten Blüten. Auguste hätte vor jedem Fliederstrauch stehen bleiben mögen in wonnigem Entzücken. Einmal war diese Schönheit doch auch für sie! Einmal lebte sie mit in der Frühlingspracht! Einmal war auch für sie der Mai gekommen!

Ende.



Herzog Nikolaus von Württemberg †.
Nach einer Photographie von E. Voelfel, Hofphotograph in Bad Völkach.

Illustrierte Rundschau.

Fahrbare Stationen für drahtlose Telegraphie sind jetzt im deutschen Meere eingeführt worden. Eine jede solche Station besteht aus zwei Wagen, die nach dem Progenysystem miteinander verbunden sind und von sechs Pferden gezogen werden. Der erste Wagen enthält den eigentlichen Telegraphenapparat, der zweite den Apparat zur Erzeugung der elektrischen Wellen, einen Benzinmotor und einen Dynamo. Als Ausbilder und Empfänger dient ein Luftdraht, der durch einen kleinen Ballon oder einen Drachen bis auf eine Höhe von 300 bis 400 Meter gehoben werden kann. — Der auf seiner Festung Karlsruhe in Schlesien verforbete **Herzog Nikolaus von Württemberg** wurde am 1. März 1833 geboren, wählte erst die Laufbahn eines österreichischen Seeoffiziers, trat aber dann als Korvettenkapitän zum Landheer über. Er bekleidete den Rang eines österreichischen Feldzeugmeisters und eines württembergischen Generals der Infanterie. Seine Ehe mit der Herzogin Wilhelmine von Württemberg ist kinderlos geblieben. — In Görz starb der Staatsmann, Reisende und Schriftsteller **Karl Ritter v. Scherzer** im 82. Lebensjahre. Scherzer wurde am 1. Mai 1821 in Wien geboren, machte zuerst eine dreijährige Forschungsreise nach Amerika, war dann Leiter der wissenschaftlichen Kommission bei der Weltumsegelung der „Novara“, wurde bei seiner Rückkehr in den Ritterstand erhoben und 1866 zum Ministerialrat im Handelsministerium ernannt. 1869 begleitete er die österreichische Expedition nach Ost-

asien, war dann nacheinander Generalkonsul in Smyrna, London, Leipzig und Genua, bis er 1896 in den Ruhestand trat. — Aus **Mazedonien** wird fast täglich über türkische Grausamkeiten oder Gewalttaten der **Aufständischen** berichtet, und es erscheint fraglich, ob die von Österreich-Ungarn und Rußland geforderten und vom Sultan angenommenen Reformmaßregeln noch rechtzeitig genug kommen werden, um den Ausbruch einer allgemeinen Erhebung bei Beginn des Frühlings zu verhüten. Die Aufständischen gehören meistens dem Volksstamm der Bulgaren an und sollen gut bewaffnet sein.



Karl Ritter v. Scherzer †.

Ackernde Siebenbürger Sachsen.

(Mit Bild auf Seite 100.)

Die in Siebenbürgen lebenden Deutschen, die sogenannten Siebenbürger Sachsen, kämpfen einen harten Kampf um ihre Nationalität gegen die immer brutaler auftretende ungarische Vergewaltigung. Sie sind die fleißigsten und intelligentesten Bewohner Siebenbürgens, Ackerbau, Obst- und Weinbau bilden ihre Haupterwerbszweige. Auch ihre altdeutsche Tracht haben sie, wie deutsche Sprache, Sitte und Art, noch treu bewahrt, und die sächsischen Häuser und Dörfer zeichnen sich schon durch Ordnung und Sauberkeit vor denen der Szekler und Rumänen wohlthwend aus. Die Zahl dieser versprengten Söhne unseres Volkes beträgt noch etwa 220,000.

Der Wapitihirsch.

(Mit Bild auf Seite 101.)

Der nordamerikanische Hirsch oder Wapiti ist der größte aller eigentlichen Hirsche und der König der amerikanischen Wälder. Der kräftige Körper trägt stolz erhoben den schön geformten Kopf, den im Alter ein mächtiges, vielgezacktes Geweih krönt, das eine Länge von 1,50 Meter und eine Schwere von 25 Kilogramm erreicht. Es kostet dem Tiere dann nicht unehebliche Mühe, alljährlich nach dem Wechsel den trockenen Bast von dem neuen Geweih herunterzufegen. Früher war der Wapitihirsch über ganz Nordamerika verbreitet, jetzt findet man ihn nur noch in den Nordoststaaten und in Kanada bis westlich zum Kolumbiastrom.



Mazedonischer Aufständischer.

Bidri.

Erzählung von

H. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Frau Berta Lange saß in ihrem Toilettenzimmer vor dem Spiegel und freierte sich. Sie konnte den Unmut nicht unterdrücken, der schon seit einigen Tagen sich in ihr regte. Der Arger, den wir uns selbst verursachen, ist unangenehmer als der, welcher uns von

anderen Personen verursacht wird; und so regte sich die Dame besonders deshalb auf, weil sie selbst es war, die ihre Cousine Sophie in das Haus gebracht hatte.

Sophie war ein sehr reifes Mädchen, schon, wie die bösen Zungen behaupteten, längere Zeit neunundzwanzig Jahre alt, und hatte sich im Leben weidlich geplagt. Sie war durch

traurige Verhältnisse im Elternhause veranlaßt worden, sich unter fremden Leuten ihr Brot zu suchen, und von ihrem fünfzehnten Jahre an erst als Bonne, dann als Stütze der Hausfrau in verschiedenen Diensten gewesen, bis ihr endlich ein besseres Schicksal winkte, als ihr nach dem Tode des Vaters ihrer Mutter eine kleine Rente zugefallen war, die ihr gestattete, mit Sophie zusammen unter bescheidenen Verhältnissen zu leben.

Frau Berta Lange war in zweiter Ehe mit einem Bauunternehmer verheiratet, der in dem österreichisch-schlesischen Orte Schön-

berg sich eine recht hübsche Position geschaffen hatte. Als Bauunternehmer hatte er bald hier bald dort auswärts zu tun, und in solchen Zeiten war Frau Lange ganz auf ihren Garten, ihr Kind und ihre Wirtschaft angewiesen. Sie wollte sich also Gesellschaft verschaffen, und das war der Grund, weshalb sie Sophie zu sich eingeladen hatte.

Wie sehr sich doch Menschen im Laufe von zehn Jahren ändern! Als Frau Berta ihre Cousine zum letzten Male gesehen hatte, war diese ein bescheidenes, zartes Wesen, dem man es ansah, daß es im Leben noch nicht viel

Freude genossen hatte. Als Sophie aber jetzt in das Haus Bertas kam, fand es sich, daß sie ein außerordentlich burschikoses, unweibliches Auftreten angenommen hatte und auch körperlich eine ganz andere geworden war. Mit ihrem kurzgeschnittenen Haar, ihrem scharf markierten Gesicht und ihrem entschiedenen Auftreten machte sie keinen besonders bestechenden Eindruck. Dazu kam ferner, daß Sophie vom ersten Tage an sich in gewisser Art und Weise des Regiments im Hause bemächtigt hatte. Sie erklärte, sie sei dazu da, um ihrer Cousine Arbeit abzunehmen, und gab sich an-



Ackernde Siebenbürger Sachsen. (S. 99)

scheinend alle Mühe, um Berta gänzlich aus Küche und Keller zu verdrängen.

Auch um Herrn Lange kümmerte sich Sophie nach Ansicht Frau Bertas viel zu viel. Sie legte ihm bei Tisch vor, machte beim Frühstück oder Abendbrot die kleinen Handreichungen, die sonst das angenehme Vorrecht der Hausfrau sind. Bruno Lange ließ sich die Liebenswürdigkeit Sophiens gefallen, als müsse es so sein. Er äußerte darüber weder Zufriedenheit noch Ärger, und das schien Sophie als Aufforderung zu betrachten, immer noch aufmerksamer gegen ihn zu werden.

Wenn Frau Lange jetzt das alles zusammenfaßte, so hatte sie wohl Veranlassung, ärgerlich zu werden und zu wünschen, daß Sophie bald wieder Abschied nehme.

Daran schien aber das ältliche Mädchen nicht zu denken.

Ärger macht häßlich! Frau Lange prüfte ihr Gesicht sehr genau im Spiegel. Sie sah voll und frisch aus, aber verräterische Linien gab es doch schon, und nicht nur um die Augen, sondern auch um die Mundwinkel.

Frau Lange hatte als kinderlose Witwe geheiratet. Sie war zwei Jahre älter als ihr Mann, und es ist eine bekannte Tatsache, daß solche Frauen stets in Angst leben, sie könnten zu einer Zeit bereits verwelken, wo der Mann noch frisch und jung ist, und könnten dann ihrem Manne nicht mehr gefallen.

Frau Lange erhob sich plötzlich, ging an einen alten Schreibtisch, der in einem Winkel des Schlafzimmers stand, öffnete die herunter-

zulassende Platte mit einem kleinen Schlüssel, zog eine der zahlreichen Schiebläden, die nach Öffnung der Platte sichtbar wurden, heraus und holte aus dem Hintergrunde des Faches ein kleines Blechschächtelchen hervor. In diesem befand sich ein weißliches Pulver. Sie nahm nun eine zierliche Wage mit Schalen aus Horn, wie sie die Apotheker benutzen, und wog eine winzige Menge des weißen Pulvers ab, die sie dann wie eine Arznei einnahm.

In diesem Augenblick sprang die Tür des Schlafzimmers auf, und Sophie kam hereingestürzt.

Frau Lange schien außerordentlich erschreckt. „Wie kommst du hierher?“ fragte sie, mühsam nach Fassung ringend.



„Sehr einfach, durch die Tür, die war nicht verschlossen, und ich habe nicht erst geklopft, weil ich dich überraschen wollte.“

„Sie war nicht verschlossen,“ sagte tonlos Berta, „ich hatte es vergessen.“

Im nächsten Augenblick wandte sich die Aufmerksamkeit Sophiens auf das Blechschächtelchen mit dem weißen Pulver, das auf der heruntergelassenen Platte des Schreibtisches stand.

„Was ist das?“ fragte sie mit der ihr eigentümlichen Neugierde. „Ich glaube, Berta, du naschest. Das ist Zucker!“

Dann feuchtete sie an ihren Lippen den Zeigefinger an und fuhr damit in das weiße Pulver. Bevor sie aber noch den Finger an die Lippen gebracht hatte, fiel ihr Berta in den Arm.

„Um Gottes willen nicht! Das ist Gift!“ „Gift? Wie kommst du zu Gift?“

Berta hatte inzwischen die kleine Wage und das Blechschächtelchen wieder in dem Fach verborgen und den Schreibtisch verschlossen. Sie richtete sich jetzt auf und sagte: „Ich bin gezwungen, dir ein Geständnis zu machen, damit du weißt, um was es sich handelt. Schwöre mir aber, nichts davon zu verraten. — Ich bin im ersten Jahre meiner Verheiratung mit Bruno einige Wochen in Steiermark gewesen. Dort habe ich von dem Arsenikessen der Leute erfahren. Die Bauersfrau, bei der wir wohnten, fiel mir auf durch ihre Frische, durch ihr jugendliches Gesicht, das mit ihren grauen Haaren in schroffem Widerspruch stand. Ich fragte sie aus, und sie gestand mir endlich, daß sie schon seit Jahren Hidri nehme. Ich erfuhr von ihr, daß Hidri Arsenik sei, den viele Leute in Steiermark essen, um sich frisch und wohl aussehend zu erhalten. Ich glaubte damals in meinem Gesicht Spuren frühen Alters zu finden, und das war mir nach der kurzen Verheiratung mit Bruno selbstverständlich sehr unangenehm. Ich entschloß mich also, auch Arsenik zu essen, und nun habe ich seit Jahren das Arsenikessen betrieben und kann es jetzt nicht mehr lassen.“

„Hat denn dein Mann nie etwas davon gemerkt?“

„Niemals. Ich beziehe den Arsenik heimlich aus Steiermark und verwahre ihn sorgsam. Dieser Schreibtisch stammt noch aus dem Nachlaß meines ersten Mannes, und Bruno weiß nicht, daß sich hinter der oberen Schieblade noch ein kleines Geheimfach befindet. Du bist jetzt die einzige Mitwisserin — und ich erwarte, daß du schweigen wirst!“

* * *

Der Bauunternehmer Lange war seit einem Vierteljahre Witwer. Acht Monate, nachdem Frau Lange ihr Geheimnis Sophie anvertraut hatte, erlag sie einem schweren Influenzafall.

Lange hatte seine Frau von Herzen lieb gehabt, und der Schlag traf ihn schwer. Er stand ganz ratlos da. Zum Glück nahm sich Sophie der Dinge an, die in das Gebiet einer Hausfrau gehören. Sie erklärte gerade heraus, sie halte es für ihre Pflicht, dem Manne ihrer entschlafenen Cousine die Wirtschaft weiterzuführen, Lange werde doch keine fremde Person in das Haus nehmen, schon um des kleinen Benno willen nicht.

Das ganze Verhalten Sophiens bei dieser Unterredung erschien Lange sehr sonderbar. Er wandte ein, es gehe nicht an, daß Sophie im Hause bleibe, das gebe Gerede bei den Leuten. Sie sei unverheiratet, sei nur in entferntem Grade mit ihm verwandt, und er wolle ihrem guten Rufe nicht schaden. Er wisse wohl zu schätzen, was ihm Sophie wert

sei, aber es gehe absolut nicht an, daß sie seine Wirtschaftlerin bleibe. Sophie schien sehr beleidigt, aber zuletzt sah sie ein, daß Lange recht hatte und bedang sich nur aus, daß sie den kleinen Benno mit sich nehmen dürfe.

Damit war Lange ganz einverstanden. Er versprach, für Benno eine ausreichende Pension zu zahlen. Sophie reiste darauf mit dem Knaben ab. Sie dachte auch mit einer Regelmäßigkeit, die selbst dem phlegmatischen Lange auffiel, Briefe über das Wohlergehen des Kindes, in denen sie immer und immer wieder darauf hindeutete, daß Lange nicht Witwer bleiben dürfe, daß er daran denken müsse, dem Kinde eine Mutter und seinem Hause eine Hausfrau zu geben.

Diese Briefe hatten Lange sehr verstimmt. Er dachte vorläufig nicht an eine neue Ehe, und dann wäre Sophie am allerwenigsten die Person gewesen, die er geheiratet hätte. Sie war ihm durchaus nicht sympathisch. Aber er hatte Sehnsucht nach seinem Jungen, und eines Tages fuhr er kurz entschlossen ab, um nach Benno zu sehen. Er fand den Knaben wohl aussehend, sehr unangenehm aber berührte es ihn, als er entdeckte, daß Sophie den Kleinen daran gewöhnt hatte, sie Mama zu nennen. Als Benno dies tat, stellte sie sich zwar erschrocken, errötete und spielte sehr gut die Verlegene und Überraschte, wenn sie aber gedacht hatte, sich durch diesen Kniff die Sympathie Langes zu erwerben, so hatte sie sich getäuscht. Sie erreichte das Gegenteil. Lange hatte seine Frau aufrichtig gern gehabt, und es kam ihm wie eine Rohheit vor, daß Sophie dem Kinde die Erinnerung an seine wirkliche Mutter genommen hatte, um sich an deren Stelle zu setzen.

Der kleine Vorfall verstimmt Lange immer mehr, je länger er darüber nachdachte. Er machte mit Benno allein einen Spaziergang und kehrte nicht mehr nach dem Hause Sophiens zurück, sondern ging direkt mit dem Kind nach dem Bahnhof.

Erst von Hause aus schrieb er dann einen energischen Brief an Sophie. Er erklärte darin klipp und klar, er habe das Kind mit sich genommen, weil er nicht dulden wolle, daß eine andere Person sich zwischen das Kind und die Erinnerung an dessen Mutter dränge. Er könne auch nicht umhin zu betonen, daß auch bei ihm selbst das Andenken an seine verstorbene Gattin noch so lebhaft sei, daß es kaum einer anderen Person gelingen würde, es zu verwischen. Er danke für alle Pflege und Abwartung, die dem Kinde zu teil geworden sei, und füge noch einen entsprechenden Geldbetrag bei, bitte nun aber, jeden weiteren Briefwechsel zu unterlassen, er halte es für das beste, wenn beide Teile zu vergessen suchten.

Acht Tage später kamen die Sachen Benno's in einem Pakete an, dem kein Brief beigelegt war, und Lange war überzeugt, die unangenehme Angelegenheit sei für ihn vorüber. Benno wurde in einer Familie untergebracht, wo er gute Pflege und Erziehung fand, ohne daß die weiblichen Mitglieder derselben Jagd auf seinen Vater gemacht hätten, und Lange hatte bald die ganze Angelegenheit beinahe vergessen.

Eines Tages saß Lange in seinem Bureau mit Arbeiten beschäftigt und war so vertieft, daß er nicht einmal auf das wiederholte Klopfen an seiner Tür achtete. Endlich wurde diese geöffnet, und Langes neue Haushälterin trat ein.

„Was gibt es denn, Frau Wenzel?“ fragte er erstaunt.

„Eine Gerichtskommission ist da,“ versetzte die Frau; „ich bin so furchtbar er-

schrocken, der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter.“

„Bei mir?“ fragte er.

„Jawohl,“ erklärte die Haushälterin, „sie wollen eine Hausfuchung halten.“

„Das ist wohl ein Irrtum!“ rief Lange ebenfalls erschreckt und aufgeregt, indem er in sein Wohnzimmer eilte. Zu der Tat waren der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter, sowie einige Polizeibeamte anwesend, und obgleich sie Bekannte Langes waren, machten sie doch jetzt sehr ernste und feierliche Gesichter.

Der Staatsanwalt bemerkte kurz: „Sie entschuldigen die Störung, aber wir sind in amtlicher Eigenschaft hier. Bitte, führen Sie uns in das Schlafzimmer, das Sie früher mit Ihrer verstorbenen Gemahlin gemeinsam benützten.“

Vollständig verblüfft folgte Lange der Anweisung des Staatsanwalts. Im Zimmer angekommen, fragte der Untersuchungsrichter: „Haben Sie Arsenik im Hause?“

„Nein!“ antwortete Lange bestimmt.

„Befinnen Sie sich! Haben Sie wirklich keinen Arsenik im Hause?“

„Nein. Ich habe wenigstens niemals Arsenik gekauft oder besorgt, auch nicht gebraucht.“

„Bitte, öffnen Sie diesen Schreibtisch!“

Lange holte aus seiner Tasche den Schlüssel und öffnete den Schreibtisch seiner Frau, indem er die Klappe desselben herunterzog. Der Untersuchungsrichter sah in ein Aftestück, dann zog er eine Schieblade heraus, setzte sie auf die Platte, griff in die Höhlung des Faches und entnahm derselben ein Blechschächtelchen mit einem weißlichen Pulver. Mit einem zweiten Griff beförderte er ein Kästchen mit einer kleinen Wage an das Tageslicht.

„Kennen Sie diese Gegenstände?“ fragte er Lange streng.

„Nein, ich habe diese Sachen nie gesehen, weiß auch nicht, wie sie dahin kommen.“

Langes Stimme klang unsicher, denn er war von der Art und Weise, wie hier bei ihm Hausfuchung gehalten wurde, und wie der Untersuchungsrichter mit einem Griff Dinge fand, von deren Vorhandensein er selbst nicht das geringste wußte, wie vor den Kopf geschlagen. Der Untersuchungsrichter winkte einem der Polizeibeamten, übergab ihm das Schächtelchen mit dem weißen Pulver, und der Polizeibeamte entfernte sich dann.

„Wir wollen mit der Aufnahme des Protokolls beginnen,“ erklärte der Untersuchungsrichter. Er stellte darauf Fragen nach den Personalien Langes, nach denen der verstorbenen Frau, ließ sich genaue Auskunft über die Vermögensverhältnisse und das Eheleben geben und machte sich Notizen, während gleichzeitig der Protokollführer eifertig alle Aussagen Langes stenographierte.

Das Verhör hatte kaum eine halbe Stunde gedauert, als der Polizeibeamte mit der Blechschachtel zurückkehrte. Er handigte diese mit einem Zettel dem Untersuchungsrichter ein. Der Untersuchungsrichter las den Zettel lautlos durch, um ihn sofort dem Staatsanwalt zu überreichen.

Auch dieser las den Zettel, wechselte einen Blick mit dem Untersuchungsrichter und erklärte dann: „Sie sind verhaftet, Herr Lange.“

„Aber weshalb denn?“ fragte dieser ganz fassungslos. „Was soll ich denn begangen haben?“

„Spielen Sie keine Komödie,“ mahnte der Staatsanwalt. „Sie täten viel besser, die Wahrheit zu sagen. Sie haben Ihre Frau vergiftet. Sie haben den Arsenik hier im Schreibtisch verwahrt, obgleich Sie behaupten, nichts davon zu wissen. Wie uns der Apotheker, dem wir die Blechschachtel mit dem

weißen Pulver schickten, mitteilte, haben die Proben erwiesen, daß diese Schachtel reinen Arsenik enthält. Sie haben Ihre Frau vergiftet, es liegen schwere Verdachtsmomente gegen Sie vor. Die Leiche Ihrer Frau ist im Erbbegräbnis beigesetzt worden, welches aus einem gemauerten Gewölbe mit eiserner Tür besteht. Wir haben vor einigen Tagen heimlich und von Amts wegen das Gewölbe und den Sarg geöffnet und eine Untersuchung der Eingeweide der Leiche vorgenommen. Diese hat ergeben, daß eine erstaunliche Menge von Arsenik darin vorhanden ist. Wollen Sie, gegenüber diesen Beweisen, noch leugnen?"

"Ich, meine Frau vergiftet?" stammelte Lange. "Bin ich denn wahnsinnig oder treibt man Spott mit mir? Ich begreife von dem allen nichts!"

Eine halbe Stunde später saß Lange im Untersuchungsgefängnis, und in ganz Schönberg wußte man, daß er, der anscheinend mit seiner Frau in glücklicher Ehe gelebt hatte, der Mörder der Verstorbenen gewesen sei, und daß Beweise gegen ihn vorlägen, auf Grund deren ein Zeugnen vollständig unmöglich sei.

Wer den Mörder verraten hatte, wodurch das furchtbare Verbrechen an den Tag gekommen war, das wußte niemand außer dem Staatsanwalt und dem Untersuchungsrichter, denn an beide waren gleichzeitig anonyme Briefe gekommen, welche den gleichen, kurzen, aber schrecklichen Inhalt hatten. In diesen Briefen wurde erklärt, Lange habe seine Frau vergiftet, weil sie mit einer hohen Summe in der Lebensversicherung eingekauft gewesen sei. Es wurde behauptet, daß eine Untersuchung der Leiche den Beweis für die Denunziation bringen würde. Es war ferner angegeben, Lange verwahre das Gift, mit dem er die furchtbare Tat verübt habe, in einem Geheimfache seines Schreibtisches, und die Lage dieses Geheimfaches war genau beschrieben.

Bruno Lange mußte zugestehen, daß sich in letzter Zeit seine pekuniären und geschäftlichen Verhältnisse sehr verschlechtert hatten. Er hatte große, unvorhergesehene Verluste gehabt und war in Zahlungsschwierigkeiten geraten. Er mußte zugestehen, daß ihm die Summe, die er nach dem Tode seiner Frau von der Lebensversicherung erhalten hatte, zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten sehr nötig gewesen sei. Laut Ehevertrag war Lange seiner Frau einziger Erbe. Die Verdachtsgründe waren also stark.

Fünf Wochen nach der Verhaftung Langes lief ein Brief an die verstorbene Frau Lange ein, der natürlich dem Untersuchungsrichter überliefert wurde. Er war von sehr ungelentfer Hand in einer höchst mangelhaften Orthographie geschrieben und lautete, mit Hinzuglassung aller Fehler:

"Liebe Frau Lange!

Wenn Sie mir auch verboten haben, an Sie zu schreiben, wenigstens direkt, so kann ich doch nicht anders, weil ich auf alle meine postlagernden Briefe keine Antwort bekommen habe. Ich kriege noch das Geld von Ihnen für die letzte Sendung, es sind zehn Gulden, drei mehr wie das letzte Mal, aber der Hidri wird immer teurer, weil er doch gar nicht verkauft werden soll, es ist von der Regierung verboten, und so muß es in aller Heimlichkeit geschehen, und man hat nur Gefahr dabei und Unannehmlichkeit und dann noch kein Geld. So bitte ich Sie, mir das Geld sofort zu schicken, denn es sind sechs Monate her, daß Sie die Sendung erhalten haben, und ich denke, daß ich lange genug gewartet habe. Also ich bitte um die zehn Gulden.

Es grüßt Sie freundlichst

Barbara Murzner."

Dieser Brief kam aus einem kleinen Orte Steiermarks. Der Untersuchungsrichter las ihn mehrmals durch, dann rief er den Schreiber herein, um diesem einen ziemlich langen Brief zu diktieren. Er war an den Untersuchungsrichter der Gerichtsstelle, zu welcher Frau Barbara Murzner gehörte, gerichtet, und enthielt die Bitte, die Frau zu vernehmen und ihr eine Anzahl bestimmter Fragen vorzulegen, die dem Briefe beigelegt waren.

Inzwischen war der unglückselige Lange der Verzweiflung nahe. Es lag ein Verdacht gegen ihn vor, der ausreichte, daß man ihn zum Tode verurteilte. Eines Tages wurde er wieder zu einer Vernehmung aus seiner Zelle geholt.

"Sie sind als unschuldig entlassen," erklärte ihm der Untersuchungsrichter. "Schwere Verdachtsmomente haben gegen Sie vorgelegen, und nur ein Zufall hat Sie gerettet."

Der Untersuchungsrichter zeigte dem vor Freude sprachlosen Lange den Brief der Frau Barbara Murzner und das Protokoll ihrer Vernehmung. Frau Murzner hatte ausgesagt, daß sie schon seit Jahren an Frau Lange Arsenik gesendet habe. Sie schickte die Blechschachteln mit dem Gift stets postlagernd unter Chiffre und erhielt umgehend das Geld dafür. Kurz vor ihrem Tode hatte Frau Lange wieder eine Sendung Arsenik erhalten, ihr plötzliches Ende hatte sie aber verhindert, die Zahlung dafür zu leisten. Die Bücher des Postamtes in Schönberg wiesen auch die unter Chiffre eingetroffenen Sendungen, sowie die Geldsendungen an Frau Murzner nach.

Der Untersuchungsrichter zeigte Lange jetzt die Denunziationschreiben. Sie waren aus Buchstaben zusammengeklebt, die man aus Zeitungen ausgeschnitten hatte. Der Untersuchungsrichter nahm an, es handle sich bei der heimlichen Anzeige um einen Racheakt und meinte, nach seiner Erfahrung und Menschenkenntnis könne nur eine Frau die Täterin sein.

Lange dachte sofort an Sophie. Er erzählte dem Richter, was zwischen ihr und ihm vorgegangen war, und der Richter beschloß, nach dem Verfasser der nichtswürdigen Anzeige, die offenbar wider besseres Wissen erfolgt war, zu forschen, denn der Täter oder die Täterin hatten sich strafbar gemacht.

Lange verließ das Untersuchungsgefängnis, und die Zeitungen brachten am nächsten Tage die Geschichte seines Unglücks. Allgemeine Teilnahme wurde dem schwergeprüften Manne entgegengebracht.

Sophie war nicht mehr in ihrem Heimatsorte, als das Gericht nach ihr forschte. Sie hatte eine Stellung als Erziehlerin in Südamerika angenommen. Von dort aus schrieb sie nach einiger Zeit an Lange und gestand ein, daß sie ihn aus Rache fälschlich dem Gerichte angezeigt habe. Ihre Rache wäre nicht vollständig gewesen, wenn Lange nicht erfahren hätte, wer ihn ins Unglück gebracht hatte.

Der so schwer Getroffene raffte sich in seinem Geschäft wieder auf, da er von allen Seiten Unterstützung fand. Noch einen Strauß hatte er mit der Versicherungsgesellschaft zu bestehen, welche die gezahlte Versicherungssumme herausverlangte, weil Frau Lange sich vergiftet habe. Erst nach einem langwierigen Prozeß entschied das Gericht, daß eine Selbstvergiftung der Frau Lange nicht vorliege, da sie in der Tat an Influenza gestorben sei, und daß ihr Gatte die gezahlte Versicherungssumme behalten dürfe.

Von Sophie hat man nichts wieder gehört. Sie ist in Südamerika verschollen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Russische Schmugglerstückchen. — Die Erfindungsgabe der russischen Schmuggler, den Zollbeamten und Grenzsoldaten, da, wo es geht, ein Schnippen zu schlagen, ist sehr groß.

Auf preussischer Seite steht ein Wirtshaus, etwas hoch gelegen, so daß man aus seinen Fenstern einen Ausblick hat auf das nahe Flüsschen, die Grenze zwischen Preußen und Rußland, und auf eine Windmühle, die sich drüben auf russischer Seite erhebt. Zahlreiche russische Schmuggler sind im Lokale um die Brantweinläser versammelt. Möglicherweise kommt Bewegung unter die Pajser, die Windmühle bewegt langsam ihre Flügel, sie stehen still und bewegen sich wieder. Rasch ergreifen die Schmuggler große Pakete, die in einem Nebenraum liegen, und eilen damit der russischen Grenze zu. Sie kriechen fast am Boden, durchwaten das Flüsschen und sind glücklich drüben angelangt, ohne daß sie die russischen Grenzwächter erwischt haben, trotzdem es heller Tag ist.

Einer dieser Schmuggler war nämlich mit Pferd und Wagen auf der Landstraße dem eigentlichen Grenzübergang entgegengefahren. Nahe diesem Punkte veranlaßte er, daß sein Pferd in rasendem Galopp dahinslog und in entgegengesetzter Richtung von dem preussischen Wirtshaus über die Grenze jagte. Kaum sahen das die Grenzbeamten, als sie alle hinter dem Durchgänger herstürmten, da sie auf dem Wagen zollpflichtige Gegenstände vermuteten. Auf diesen Augenblick hatte der Windmüller gewartet, der mit den Schmugglern im Einverständnis war; durch das Umdrehen der Mühlenflügel gab er das verabredete Zeichen, daß die Grenze an der betreffenden Seite jetzt frei sei. So brachten die Schmuggler ihre Seidenballen glücklich über die Grenze. Während dieses Schmugglerstückchens sich abspielte, brachten die Grenzsoldaten das durchgehende Pferd zum Stehen und fanden, daß der Wagen nichts Zollpflichtiges enthielt. Dem Führer des Wagens, der sich als russischer Untertan legitimierte und angab, sein Pferd sei durchgegangen, konnte man natürlich nichts anhaben.

In einem anderen interessanten Fall fand im Winter an einem Grenzflüsschen, das zugefroren war, ein großer Schneebalkenkampf statt. Hüben und drüben standen die Werfer, die sich nach Herzenslust bombardierten, und die russischen Grenzsoldaten und Kosaken saßen in einiger Entfernung diesem lustigen Treiben lachend zu. Sie ahnten nicht, daß bei dieser Schneebalkenschlacht für 12,000 Rubel Brüsseler Spitzen nach Rußland hinübergespart wurden.

Die Schmuggler auf preussischem Boden packten nämlich die in ganz kleine Blechdosen gelegten Spitzen in Schneeballen hinein und warfen damit die jenseits des Flüsschens stehenden Schleichhändler. Dieses scheinbar harmlose Vergnügen konnten die Pajser jedoch nicht wiederholen, weil einige Tage darauf bei der russischen Zollbehörde eine Denunziation einlief, in welcher dieser Kniff verraten wurde.

Als in neuerer Zeit die russische Regierung eine hohe Prämie auf den gereinigten Spiritus, der aus Rußland ausgeführt wurde, festsetzte, um den russischen Spiritusexport zu heben, zogen die Schmuggler auch daraus Nutzen. Sie ließen sich große Tonnenwagen bauen, wie sie zur Spiritusausfuhr benutzt wurden, füllten aber die Tonnen mit Wasser, und nur oben am Spundloch war ein kleines Reservoir mit dem besten Spiritus vorhanden, das gegen den übrigen Inhalt der Tonne gut abgeschloffen war. Beim Grenzübergang prüfte dann der russische Zollbeamte den Spiritus, er fand ihn ausgezeichnet, und den Schmugglern wurde die Exportentschädigung in Verhältnis zur Größe des Fasses anstandslos ausgezahlt.

Ein russischer Schmuggler erhielt den Auftrag, für viele Tausende Rubel Edelsteine und kostbare Spitzen nach Rußland einzuschmuggeln. Dieser Pajser erschien an der Grenze und führte in dem Gepäckwagen des Zuges eine Leiche mit sich, angeblich die Leiche seines verstorbenen Bruders, der in Rußland begraben werden sollte. Ein solcher Leichentransport, der ja öfters vorkommt, fiel nicht auf; die Leiche passierte anstandslos die Grenze, obwohl die Zollbeamten den Sarg geöffnet und denselben untersucht hatten. Aber die Hauptfahse entdeckten sie nicht, daß nämlich der Leiche die Eingeweide herausgenommen, und in die so entstandene Höhlung die Diamanten und Spitzen gelegt waren.

Trotz des immerhin beträchtlichen Gewinnes, den der russische Schmuggler erzielt, ist er doch ein bitteres Stück Brot, denn er liegt stets in einem ge-

fährlichen Kampfe mit den Zollbeamten und Kosaken, und unaufhörlich bedrohen ihn Verfolgung, Strafe und Tod. [C. L.]

Zwei indische Landplagen. — „Kein Land der Erde,“ so berichtet ein Reisender, der eben aus Indien zurückgekehrt war, „ist zugleich mit höherem Reichtum der Natur gesegnet und von empfindlicheren Plagen aus dem Reiche der Tierwelt heimgesucht, als Indien. Ich will nur zwei der harmlosesten und doch der lästigsten dieser Plagegeister nennen: die Moskitos und die Moshusratten.“

Nie werde ich die Qualen vergessen, welche ich in der ersten Nacht meines Aufenthaltes in Indien erduldet. Wie allbekannt überfallen die Moskitos mit Vorliebe den neuangekommenen Fremden, dessen Körperbeschaffenheit ihnen größere Genüsse bieten mag, als die welke Haut des Hindu. Als ich mich in mein Schlafgemach begeben hatte, konnte ich sie rings um mich summen hören, als wenn sie ein-

ander zu der köstlichen Mahlzeit Glück wünschten, die man ihnen bereite. Wie man Geier um einen verendenden Büffel kreisen sehen kann, wartend auf den letzten Herzschlag des Tieres, um zu melden, daß die Mahlzeit aufgetragen sei, so nahmen diese räuberischen kleinen Teufel, die zu Tausenden über meinem Kopfe schwärmten, jeden Versuch meinerseits, schlafen zu gehen, als ein Zeichen eines Anfalles auf mich. Vorhänge hatte ich nicht, und die wenige Kleidung, soweit die furchtbare Hitze solche zu tragen mir erlaubte, war gegen ihre scharfrandigen Stechinstrumente kein größerer Schutz, als die Wolle des Schafes gegen das Messer des Metzgers.

Bei Tagesanbruch des nächsten Morgens stand ich, der ich mich mit einer Haut so weiß und glatt wie Elfenbein niedergelegt hatte, auf wie ein gekochter Krebs. Meine eigene Mutter würde mich nicht wiedererkannt haben. Die körperliche Aufregung, welche einer bei Moskitos zugebrachten Nacht

folgt, geht über alle Beschreibung, und der unwiderstehliche Wunsch, mit den Fingern sich Linderung zu verschaffen, wird auch dadurch nicht geschwächt, daß man weiß, dies werde die Entzündung nur verlängern. In meinem Falle wurde mein Leiden erschwert durch die reichliche Anwendung einer Kalkbrühe, welche mir als Balsam für meinen Jammer von einem Dummkopf empfohlen wurde. Da die hinterlistige Säure in meine bereits entzündeten Gewebe eindrang, so entströmten die bittersten Tränen meinen Augen; ich wand mich vor Schmerz, heulte und zuweilen legte ich mich nieder auf die Matte und wälzte mich vor Qual. Als man mir darauf etwas Öl in meine Wunden goß, empfand ich endlich einige Linderung.

Wenn sich die Moskitos gesättigt haben, dann erst verlassen sie ihr Opfer. Allmählich nimmt die Haut eines solchen bedauernswerten Menschen eine pergamentartige Farbe und Härte an, und er hat von

Humoristisches.



Fatale Wendung.

Vater der Braut: Jetzt kommen wir zu dem Hauptkapitel... den Schulden!
Bewerber: Schulden hab ich Gott sei Dank nicht!
Vater der Braut (leise): Ja... aber ich!



Kindliche Folgerung.

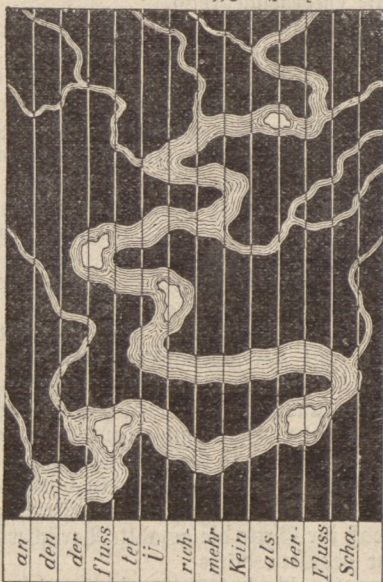
Graf (zu seinem Enkelchen, auf eine Ruine zeigend): Schau, Ottos, hier haben einst unsere Ahnen gehaust.
— Die müssen aber schrecklich gehaust haben, Papa, man sieht es an dem Gebäude.

nun an eine ziemlich Gleichgültigkeit gegen die Plage der Moskitos erlangt. —

Ein anderes höchst widerwärtiges Tier in einem indischen Hause ist die Moshusratte. Alles, was sie berührt, wird von ihrem Geruch angesteckt, von dem sie ihren Namen hat. In einem Weinkeller ist sie schlimmer als ein unehrlücher Kellner; in einer Speisekammer richtet sie Verheerungen und unersehbaren Schaden an. Aus reinem Mitleiden befreit sie alles, was in ihren Bereich kommt, und macht es ungenießbar. Ihr Parfüm ist so stark und gleichzeitig so durchdringend, daß ganze Dutzende Flaschen Bier schon dadurch, daß sie nur darüber hinläuft, zu Grunde gerichtet werden. Daß man für solche schlimme Gefellen kein Erbarmen fühlt, wenn man sie fängt, ist selbstverständlich. [W. S.]

Wie jemand sich selbst beklatscht. — Benjamin Franklin wohnte einst, als er eben erst seinen Gesandtschaftsposten in Paris angetreten hatte, einer Sitzung der Akademie bei. Da er das deklamierte Französisch nur schlecht verstand, hatte er sich vorgenommen, jedesmal, so oft er seine geistreiche Freundin, Madame de Bouffleurs, Zeichen des Beifalles geben sehe, ebenfalls zu applaudieren. Der würdige Mann führte dies Programm mit großem Eifer und großer Ehrbarkeit durch, zum äußersten Erstaunen der Versammlung, welche bemerkte, daß er laut in die Hände klatschte bei den Stellen, in welchen der Redner ihn, dem gefeierten Fremden, die schmeichelhaftesten Dinge sagte. [Th.]

Bilder-Rätsel „Inseln“.



In obigem Fluß- und Inselnetz ist eine Sentenz versteckt, die sich bei richtiger Gruppierung der unten ersichtlichen Silben entziffern läßt.

Auflösung folgt in Nr. 14.

Scharade. (Viersilbig.)

Nun ist der Frühling eingedrungen,
Und manche holde drei- oder vier silbige
Das junge Grün. Ost kann man ihn sehen
Die ersten drin spazieren gehn
Mit lautem, fröhlichem Geschrei;
Manchmal zertreten sie dabei
Wohl eine hübsche eins bis vier,
Die sich erschloß im Grabe hier.

Auflösung folgt in Nr. 14.

Komponisten-Rätsel.

Die nachstehenden Komponisten: WEBER, HÄNDEL, PALESTRINA, KREUTZER, SCHUMANN, MOZART, VIERLING, AUBER, HAYDN sind buchstabenweise genau untereinander zu stellen und alsdann so lange nach rechts oder links zu verschieben, bis eine senkrechte Buchstabenreihe einen weiteren Komponistenamen ergibt. Wie lautet der letztere?

Auflösung folgt in Nr. 14.

Auflösungen von Nr. 12:

des Bilder-Rätsels: Hüte dich vor den Schlangen, sie schielen, ehe sie schauern;
des Wortsilben-Rätsels: Vorfuß, Vortritt, Vorwitz, Vorschlag, Vorwurf;
des Homonym-Rätsels: Winde.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.